№ 39. Schlesische 1846.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 24. September.

Das Pagenbett.

(Sage von dem Felsen „das Pagenbett“ auf der Festung Königstein in Sachsen.)

In seinem festen Schlosse, dem hohen Königsstein,
Saß Sachsens milder Herrscher beim Mahl und guten Wein,
Und um ihn seine Freunde, nach altem, deutschen Brauch;
Den großen Saal erfüllte der Speisen süßer Rauch.

Die Diener flogen rastlos geschäftig hin und her,
Die Tafel wurde nimmer von guten Schüsseln leer.
Das währte ohne Weilen bis tief nach Mitternacht,
Wo jeder von den Gästen auf Ruhe war bedacht.

Der Herrscher ruft dem Pagen, der erst seit kurzer Zeit
In seinen Dienst getreten und so sein Herz erfreut',
Daß er vor allen Andern den Knaben liebgewann
Und oft mit hohen Gnaden auf seine Wohlfahrt sann.

Er wich dem Fürsten nimmer aus seinem Angesicht.
Doch diesmal schaut sein Auge den jungen Pagen nicht;
Er läßt umsonst ihn rufen, es kann ihn Niemand sehn,
Und Mancher ahnet traurig ein Unglück sei geschehn.

Der Fürst voll edler Sorge gebietet alsobald,
Daß man genau durchsuche die Festung und den Wald,
Der sich vom Elbestrome weit in das Land erstreckt,
So manche tiefe Schluchten und manchen Berg bedeckt.

Und ohne Säumen ziehen auf ihres Herrn Gebot
Die Diener aus und suchen bis nach dem Morgenroth,
Da kamen alle wieder und meldeten voll Leid,
Daß nirgends man den Knaben gefunden weit und breit.

Der Herrscher ward so traurig, sein Liebling war ihm fort,
Es ließ ihn nimmer rasten, er eilt von Ort zu Ort
Und bietet durch Herolde den allerreichsten Lohn
Dem, der ihm wiederbringe lebendig seinen Sohn.

Als nun am Himmelsdome die Sonne sich erhob,
Und von dem Strahlenglanze der Nebel schnell zerstob,
Da sah des Thurmes Wächter am steilen Felsenrand
Den Pagen ruhig schlafen und kommt herbeigerannt:

„Laßt mich den Fürsten sprechen!“ ruft er den Leuten zu,
Die jeden Fremden wehren zu stören seine Ruh.
Sie führen ihn zum Herrscher, der, auf die Hand gestützt,
Das Haupt voll schwerer Sorgen, in seinem Sessel sitzt.

Der Thürmer meldet eilig, wo er den Knaben fand,
Dort an des Zwingers Seite, am steilen Felsenrand,
Und wandelt durch die Mähre des Fürsten Herzeleid
Von seiner düstern Ahnung in hohe Freudigkeit.

Er läßt den Preis dem Boten ertheilen alsogleich
Und macht dadurch den Armen durch seine Milde reich,
Entbietet dann die Gäste zu einer frohen Fahrt,
Von denen sich auch jeder zu dem Monarchen schaart.

Der Thürmer führt die Herren bis an den Felsenrand,
Da sehen sie mit Schrecken, daß keine Menschenhand
Bis zu der Klippe reichet, die aus dem Abgrund ragt,
Zu der der müde Knabe sich sorglos hingewagt.

Er schlummerte noch ruhig, weil auf des Herrn Geheiß,
Geräuschlos sich ein Jeder berieth mit großem Fleiß,
Auf welche Weise sicher dem Knaben Rettung sei —
Indessen kam Hanns Lustig, des Hofes Narr herbei;

„Der Hirsch hat sich versprungen, nun bringet Netze schnell,
Daß man als gute Jäger ihm eine Falle stell!
Dann weckt ihn mit Trompeten aus seinem Schlummer auf
Und lasset ihn beginnen, den etwas schwinden Lauf."

Der Einfall wird von Jedem gebilligt und belacht,
Und sonder Weilen werden die Netze hergebracht;
Auch ruft man der Trompeter so möglich viel herzu,
Um plötzlich aufzuwecken den Schläfer aus der Ruh.

Dann stellte man die Netze mit mancherlei Gefahr,
So daß vor jedem Unfall der Knabe sicher war;
Darauf erweckt man diesen rasch mit Trompetenschall:
Er springt empor und stürzt, — doch hemmt das Netz den Fall.

Sogleich emporgezogen sieht er den Fürsten stehn
Und wirft sich ihm zu Füßen, Verzeihung anzuflehn;
Doch der erhebt ihn liebreich, reicht freundlich ihm die Hand,
Und spricht mit hoher Rührung zum Himmel aufgewandt:

„Das darf der Mensch nicht strafen, was Gott in seine Hut,
So wunderbar genommen, das wäre Niemand gut!
Damit nun dieses Wunder der Nachwelt sei bekannt,
So werde dieser Felsen „das Pagenbett" genannt."

E. Ferchland.

Wohlthun trägt Zinsen.

(Fortsetzung.)

Der Pfarrer ließ nun Wein bringen und Speisen und der Arme erquickte sich.

— Ach, rief er plötzlich, ich vergesse ja meine arme Auguste ganz! — Für sie ist auch gesorgt, sagte freundlich der Pfarrer. Meine Frau ist bei ihr. Seien Sie da unbesorgt. Die weiß Rath und Hülfe in solchen Fällen und hier ist ihr Herz im Spiele Sie können ruhig sein.

Nachdem sich der Lieutenant erholt, ging er unter tausendfachem Danke, und kurz nachher kam die Pfarrerin zurück und warf sich mit gerungenen Händen auf einen Stuhl. — Nein! rief sie aus, solchen Jammer habe ich nie für möglich gehalten! Denke Dir, da liegt die arme von Hunger und Elend abgemagerte Mutter mit ihrem Säugling auf Stroh auf platter Erde. Die Tochter des blinden Jobs hat ihr einige Dielen auf das Steinpflaster gelegt und darauf einen alten Biberrock ihres Vaters gebreitet. Dann lag dick Stroh und darüber einige Hemden. Mit einem Soldatenmantel ist sie bedeckt und darüber hat das arme Mädchen ihre Bettdecke gebreitet. Denke Dir das Lager! Denke Dir die Frau aus vornehmen Stande u. Wöchnerin dazu.

Dem Pfarrer überlief es eiskalt. — Was hast Du denn gethan, Mutter? fragte er.

— Ei, was meinest Du? Ich habe mir den alten Sturz rufen lassen, habe die Bettlade die auf dem Speicher stand, hintragen und aufschlagen lassen, und ihr eins unserer Betten zurecht gemacht. Da ruht sie drin. Es ist ein Wunder daß die arme Frau nicht starb!

— Brav! Mutter, brav! sagte der Pfarrer.

— Ei, was brav! sagte die lebhafte Frau, das versteht sich ja von selbst. Aber in dem Loche darf sie nicht bleiben. Ich bin gleich zu Ruffel's gelaufen, und habe dort mit der guten Ruffel Suppe gekocht und wir beide haben's ihr gebracht. Ach, Du hättest die selige Freude sehen sollen!

Brav! Mutter, sehr brav! sprach der Pfarrer.

— Stille doch! rief die Pfarrerin dagegen. Hör' weiter. Du kennst das gute Herz der Frau Ruffel. Der Anblick und die Erzählung der Frau hat sie bis zu Thränen erschüttert. Wir gingen zusammen weg. Als wir in ihr Haus kamen, schickte sie sogleich zum Doctor, weil wir beide wegen der armen Frau besorgt waren. — Nun wurde Rath gehalten. Wir gingen noch zu mehreren Frauen. Ich erzählte überall die Geschichte

— Halt, Mutter, rief der Pfarrer voll Angst. Du hast doch nichts von der Copulation gesagt?

— Nun, sagte die Pfarrerin ärgerlich, halt' mich doch nicht für so dumm! — Du kannst aber gar nicht glauben, wie meine Erzählung wirkte. Jede der Frauen war zu allem bereit, was ich und Frau Ruffel thun würden. — Da haben wir dann gleich uns die Hebamme rufen lassen, die, wie Du weißt, viel Raum im Hause hat, weil ihre Mieth-

leute ausgezogen sind. — Wir haben die Wohnung auf unbestimte Zeit gemiethet und sobald der Doctor es für rathsam hält, lassen wir sie dorthin bringen. Morgen wird in der Stadt collectirt, Weißzeug, Kinderzeug, und Kleidungsstücke für Mann und Weib.

— Brav! Aber Mutter, weißt Du auch, daß wir eine Gevatterschaft haben?

— Wir? fragte sie erstaunt. Wen denn?

— Jetzt erzählte ihr der Pfarrer das Vorgefallene und sie zog mit mütterlicher Freude ihre Kinder in ihre Arme und rief freudig aus: Das war sehr brav!

Die Nachricht dessen was am Abend vorher geschehen, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das Städtchen. Man sprach in jedem Hause von den armen Kriegsgefangenen und ihrem Mißgeschicke, und die Pforten aller Herzen waren offen, als die Pfarrerin und ihre Freundin bittend in die Häuser traten. Ueber alles Erwarten reich waren die Gaben. Eins überbot das Andere. Mehrere reiche Juden und ihre Frauen zeichneten sich besonders aus, und als ein Versorgungsausschuß unter den Frauen gebildet wurde, fiel mit Recht das Loos auf eine wackere Jüdin, um mit der Pfarrerin und Frau Ruffel dieses schönen Berufes zu warten. Bettwerk, Leinwand, Kleider, Alles floß zusammen und es war gewiß kein Kind selbst in der bemittelten Bürgersklasse des Städchens so reich mit Häubchen, Kleidchen und Windeln versehen, als das arme Kind des Lieutenants von W. — Es fehlte ihnen nun an nichts mehr. Bald wurde die Wöchnerin in die gesunde Wohnung gebracht und die guten Bewohner des Städtchens hatten die Freude, bald die Spuren des Elends von den Gesichtern der Aeltern schwinden und das Knäblein fröhlich gedeihen zu sehen. Wer aber könnte den Dank schildern, welchen die Unglücklichen zollten! — Die Taufe war bis zu diesem Zeitpunkte verschoben worden. Sie war ein Fest für die Bewohner alle. Die Kirche faßte die Theilnehmer kaum und viele beneideten die Pathen um die Pathenschaft. Die Taufgeschenke waren reichlich. Sie flossen aus Händen, die sonst des Gebens sich entwöhnt hatten und selbst Menschen, deren Geiz sprichwörtlich geworden war, schienen umgewandelt und wollten nicht zurückbleiben, wo Armuth und Reichthum die Opfer der Liebe darbrachten auf dem Altare der Barmherzigkeit.

Es ist in der That seltsam, wie manchmal auf eine rasche und kaum erklärliche Weise eine Begeisterung die Leute aller Stände für einen besonderen Zweck ergreift und dann auch wohlthätig wirkt. Ich habe das oft erlebt, aber das, was das gedachte Städtchen damals aufwies, war in seiner Art dort kaum noch vorgekommen. Die Pfarrersfamilie ging in aufopfernder Liebe allen voran und ich darf wohl sagen, sie übertraf sie alle, obwohl kein reiches Maß irdischer Güter ihr zugefallen war. Mehrere Monate blieben die Kriegsgefangenen in dem Städchen, und als endlich die Jahreszeit an die Abreise mahnte, zogen sie reich beschenkt, unter den tiefgefühltesten Dankesbezeugungen der fernen Heimath zu.

Man sagt, es wächst am Ende Gras über alles, und es ist wahr. So lange Zeit auch das Loos der Familie der Gegenstand des Gesprächs wurde und blieb, so verdrängten doch andere Ereignisse das Andenken daran, und man vergaß die Begebenheit, zumal man nichts mehr von der Familie erfuhr. Einige Briefe kamen, die alle voll Dankesäußerungen waren, dann blieben sie aus.

Wer kennt nicht die Ereignisse, die zwischen 1807 und 1815 lagen? Krieg! war der Ruf, der überall zu hören war. Krieg! der kummervolle Seufzer des Mutterherzens; Krieg der Schre-

cken der Väter und der Jünglinge. Wer dem Rufe zu des Kaisers Fahnen folgen mußte, sagte den Seinigen ein Lebewohl für die Welt. Keiner kam anders zurück, denn als Krüpel, lahm, einarmig, einbeinig und der Art, wo's ihm vielleicht besser gewesen, die Kugel hätte ein Stockwerk höher eingeschlagen, da nämlich, wo die Unruhe in der Menschenuhr sitzt, ich meine, ins Herz hinein. Da wäre doch wenigstens das Sprichwort nicht wahr geworden; ein junger Soldat — ein alter Bettler. Ihr, die Ihr Euch jener traurigen Tage erinnert, wo gutes deutsches Blut dem Würger mußte hingeopfert werden, Ihr könnet den Jüngeren erzählen von alle dem Jammer, und manches hochbetagte Mütterchen wischt vielleicht eine heiße Thräne weg, die einem Sohne gilt, den sie nicht vergessen kann und dessen Gebeine vielleicht Spaniens glühende Sonne bleicht oder Rußlands Schnee deckt.

Es war eben im Jahr 1812, als Napoleon mit der Armee nach Rußland über die Mainzer Brücke zog, als denn auch ein junges deutsches Blut mit hinüberzog, das mit trübem Blicke in die dahinrollenden Fluthen des Rheines sah und still im Herzen sprach: Grüß' mir die Lieben am Niederrhein, Vater, Mutter und Schwestern; ich seh sie nimmermehr! Und dabei wollte es ihm im Auge feucht werden; aber das Bürschlein hat's zerdrückt und ist fortmaschirt in Reih und Glied durch die gaffende, staunende Menge. — Wißt ihr auch wer das war? Ich wills Euch eben sagen, weil Ihr daran gewiß nicht denkt. Wenn Ihr Euch erinnert des Knaben, der des armen kriegsgefangenen Lieutenants Kindchen über die Taufe hob, in dem Städtchen dort unten am Unterrheine, so erinnert Ihr Euch auch, daß er damals in seinem dreizehntem Jahre ging. Nun ging er im neunzehnten und war Soldat. Sie hatten ihn nicht weggerissen vom Vater- und Mutterherzen, sondern er war freiwillig gegangen, denn er war ein Taugenichts geworden in der Lehre zu Cöln, der seinen armen Eltern mehr Herzeleid gemacht hatte als Ihr Euch denken könnt.

Ach so ein ungerathener Sohn macht den Eltern das Herz schwer, daß es oft zerspringen möchte in seinem Weh und der Tod lieber wäre, als das verarmte Leben. Der Fritz war da in böse Gesellschaft gerathen, so in die Sippschaft loser, reicher Kaufmannsbuben, triebs wie die, aber hatte ihr Geld nicht, weil der arme Vater selber nicht viel hatte. Da war denn das schlimme Ende vom Liede daß er lieh und Schulden machte, wie ein Erbprinz. Das konnte freilich nicht lange verborgen bleiben. Scham und Reue trieben ihn von Cöln fort in die Welt. Was wollte der siebzehnjährige Bursche treiben? Er hatte kaum die Kaufmannschaft ausgelernt. Denkt er: ich gehe nach Frankreich; war freilich damals schon am Rheine drin, er meinte aber das rechte, wälsche. Dort, dachte er, wo so viele mit Deutschland Handel treiben, können sie dich brauchen, weil Du ein Deutscher bist und Französisch kannst, wie Wasser. Gedacht, gethan. Mein Fritz geht durch und kommt mit Ach und Weh nach Paris. Dort, geht aber das Hungern erst recht an — und Pfarrers Fritz muß betteln. In dem Hunger und Bettelbrode ist erstaunlich viel Sauerteig — aber das Allersauerste ist, daß man es nicht hat und in Paris nicht kriegt ohne Geld. — Fritz hatte sich hier und dort angeboten in Kaufhäusern, allein seine Kleider waren abgerissen, seine Stiefeln ließen bedenkliche Öffnungen am Oberleder sehen, und die Sohle sperte den Mund auf, als sei sie so hungrig, wie Fritz selber, und streckte die Brandsohle als eine arge Zunge heraus. Da

hatte Niemand Lust ihn zu nehmen, und die von Elend eingefallenen Wangen wurden auch noch schlimm verstanden.

(Fortsetzung folgt).

Eine lustige Geschichte.

Zwischen den Tuilerien und elysäischen Feldern in Paris liegt der Platz Ludwigs XV. Er hat mehrere Zugänge. An dem, wo die Brücke ist, über die man zu dem prachtvollen Gebäude der Deputirten-Kammer gelangt, saßen in dem verflossenen harten Winter ein Afrikaner, welcher Datteln verkaufte, und ein kleines Bauermädchen, das Aprilveilchen darbot. Der Südländer war ein schon bejahrter Mann, aus Mascara im Staate Algier gebürtig. Er war früher in seiner Vaterstadt Lohgerber gewesen und hatte sich in seinem Geschäft gut gestanden. Da geschah es, daß die Franzosen Mascara eroberten und in Brand steckten. Bei dieser Gelegenheit wurde unser Gerber zu Grunde gerichtet. Seine Werkstätten gingen in Rauch auf, seine Frau und seine Tochter verbrannten zur Gesellschaft mit. Bei Eroberung einer Stadt kommen solche Lappalien wohl vor. Aus den Ruinen des Gerberhauses wurde eine Restauration gebaut, wo es lustig zuging. Der ehemalige Besitzer des Grundstücks war aber nicht etwa Herr des neuen Hauses; er hätte ja auch mit seiner trübseligen Physiognomie sehr schlecht zu einem Gastwirth getaugt. Der arme Teufel kam auf den komischen Gedanken, nachdem er dort längere Zeit mit Entbehrungen gekämpft hatte, nach Algier zu gehen und sich bei dem Gouvernement zu beklagen. Er hatte das Glück vorgelassen zu werden, und man erlaubte ihm aus besonderer Gunst und Gnade, weil sein Schicksal der Behörde ein wenig rührend vorkam, nach dem großmüthigen Frankreich zu gehen und dort Datteln zu verkaufen. — Aber in dem schönen Frankreich fror der arme Afrikaner, der nur mit dünner Kleidung bedeckt war, ganz desperat. Der Unglücksvogel hatte Paris zu seinem Asyl erkoren. Er sprach, man verstand ihn nicht; er weinte, das verstand man eben so wenig. In der Einfalt seines Herzens hielt er die gekuppelte Kaufmannsbörse für eine katholische Moschee und lagerte sich vor dieselbe. Der dumme Teufel glaubte, die Leute, welche da hineingingen, müßten barmherzig sein, denn im Koran steht: „Milde ist ein heiliger Thau; ihn zu verbreiten, ist leicht, und er befruchtet Alles rings umher.“ Aber dem Ex-Lohgerber aus Afrika wurde kein anderer Thau zu Theil, als der, welcher vom Himmel fiel — der Schnee. Kein Wechsler oder Kaufmann drückte ihm einen Sous in die Hand. „Kameele können doch weit länger hungern, als wir Menschen,“ seufzte der Afrikaner; „ich muß mir den Gürtel etwas fester schnüren.“ Das that er auch und dachte an sein Weib und an seine Tochter. Aber der Schmerz bezwingt für einige Zeit den Hunger, doch nicht für allzulange. Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo man essen, oder sterben muß, wenn man nicht stehlen will. Der Mann aus Mascara lächelte ruhig, kreuzte die Beine übereinander und sprach: „Stehlen will ich nicht, ich werde also sterben?“ — Das war sehr komisch!

Zwischen der glanzvollen Hauptstadt Frankreichs liegt das nette Dorf Nanterre, das zur Winterszeit oft von der vornehmen Pariser Welt besucht wird. Dort lebt ein Mann, der einst in dem Weinberge seines reichen Nachbars arbeitete, ohne Wein daraus zu trinken — was manchem Andern auch passiren kann. Seine Frau verkaufte des

Sonntags Kuchen am Eingange des Schloßgartens von St. Cloud. Aber diese beiden Erwerbsquellen wollten oft für den nöthigen Lebensunterhalt nicht hinreichen. Diese beiden Leute hatten ein niedliches Töchterlein. Als dieses alt und groß genug war, um sich in Paris zurecht und von da wieder nach Nanterre zu finden, gaben ihm die Eltern Veilchen und sagten: „Verkaufe sie in Paris zu zwei Sous für den Strauß.“ Da ging nun das Kind in seinen dünnen Flittchen, ohne Strümpfe und die Füße mit Holzschuhen bedeckt, in die große Stadt und bot ihre schönen Blümchen finstern und ernsten Menschen an, die bei ihr vorüberschritten. Manchmal brachte sie des Abends kaum sechs Sous nach Hause. Und ach, das war im kalten Frühjahr 1838 das einzige Einkommen dieser Familie; denn der Vater war beinahe erblindet, und die Mutter hatte sich die Hände total erfroren, so daß beide nichts mehr verdienen konnten. — Sechs Sous! nach einem Wege von sechs Stunden in rauhem Wetter! Mancher Banquier verdient in so viel Zeit dreißigtausend! Davon ließe sich mancher Veilchenstrauß kaufen. Doch das ist das Komische auf unserm Planeten, daß die Güter des Lebens höchst ungleich vertheilt sind. Ein Schwelger stirbt am zerplatzten Magen, während ein Hungerleider am zusammengeschrumpften Magen zu Grunde geht. Beide deckt dann das Grab zu. Das ist freilich ein Trost, aber macht nicht satt, wenn man hungert, und wärmt nicht, wenn man friert.

Also an jenem kalten Frühlingstage ging das Mädchen von Nanterre, während ihre Eltern beide krank in ihrer elenden Hütte lagen, nach Paris in dem schauerlichsten Wetter. Da stand sie nun an ihrer gewöhnliche Stelle auf dem Platze Ludwigs **XV.** Viele Kutschen mit schönen Wappen fuhren an ihr vorüber. Sie hatte nur sechs Veilchensträuße. Armes, schönes Kind! Sie bot sie allen Vorübergehenden an, nachdem sie vorher sorgsam den Schnee weggeblasen hatte. Aber Niemand achtete auf ihre Ansprache. Seit sechs Uhr Morgens stand sie hier in der Kälte; bald war es Mittag und noch nichts verkauft. — Wie komisch! —

Der Afrikaner war nicht gestorben. Er hatte einen ungeheuer großmüthigen Mann getroffen. Dieser seltene Menschenfreund hatte ihm ein Geschenk mit einem Korbe, zwei kleinen Stricken und drei Pfund Datteln gemacht. Mit diesen Schätzen durchlief er die nobelsten Stadttheile von Paris und schrie so laut er konnte: „Datteln, ächte Datteln aus dem Morgenlande!“ Der Anfang ging ganz gut. Am ersten Tage verkaufte er acht Datteln, am zweiten nur drei; am dritten, wo er auf dem Platze Ludwig **XV.** stand, hatte er noch keine losgeschlagen, und sie waren vom Schneewasser welk und schmutzig geworden.

Um zwei Uhr hatte man zwölf Grad Kälte. Das Mädchen aus Nanterre war nicht glücklicher in ihrem Handel. Sie stand starr und blau vor Frost. Der Afrikaner nahm seinen Turban vom Kopfe, rollte ihn auseinander und wiederholte seinen Ausruf. Die Veilchenverkäuferin deckte ihre Schultern mit seinem Mousselin zu. Niemand kaufte Datteln, Niemand Veilchen. Es schlug vier Uhr, die Kälte stieg auf 18 Grad, und beide Handelsleute hatten heute noch nichts gegessen. Einige Herren, die schnell vorüber gingen, lachten, als sie einen Afrikaner ohne Turban sahen, und in der That war es auch ein komischer Anblick. Um halb fünf Uhr wurde dem Mädchen sehr weh um das Herz; sie lehnte sich fast ohnmächtig an das Brückengeländer. Der Gerber von Mascara gab ihr zehn Datteln; so konnte das arme Mädchen

doch etwas essen; er selbst, der arme Gerber, aber aß nichts, obgleich er seit 24 Stunden nichts mehr zu sich genommen hatte. Bei Sonnen-Untergang ward die Kälte höchst empfindlich; das Quecksilber fiel auf 21 Grad unter Null. Der Afrikaner lächelte und schaute zu dem hellen Firmament hinauf, wo Milliarden Sterndiamanten blitzten. Das Mädchen von Nanterre war am Boden der Brücke eingeschlummert. „Sie schläft," flüsterte er, „und sie ist so lieblich, wie einst mein Kind war. Mag sie ruhig schlafen!"

In allen Straßen von Paris wurden die Häuser von Lichtglanz erhellt; die Menge eilte in die Theater, zu Soireen, in Concerte, in glänzende Caffeehäuser, Conditoreien und Restaurationen. Der Mann aus dem Süden fühlte sich sehr müde, und er gab sich um so mehr seiner Lust zum Schlafe hin, als er nicht mehr hoffen durfte, heute noch Datteln zu verkaufen; denn es hatte ja schon sieben Uhr geschlagen und die Kälte war schneidend. Ehe er sich zurecht setzte, hatte er noch einen guten Gedanken: er bedeckte die arme Kleine, die neben ihm ruhte, mit einem Stück bunter Decke, das er von seiner frühern Habe besaß. Für sich behielt er nur einen ganz kleinen Theil dieser waren Hülle. Der gute afrikanische Narr! In Europa wird's ihm Niemand nachahmen. Hätte er den Schiller gelesen, so würde er mit Wallenstein haben rufen können:

„Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieser letzten Tage Qual war groß."

Und wirklich thaten sie Beide, der Mann aus Mascara und das Kind aus Nanterre, einen langen Schlaf. Sie sind bis Heute noch nicht daraus erwacht. — Ist das nicht eine lustige Geschichte? Wenigstens ist Satyre genug darin; Satyre auf die mitleidige Menschheit in großen Städten.

Die Organe des Vieh-Gehirnes.

Eine Karnevalsschwank-Vorlesung über die Schädellehre der Schaafe und Ochsen,
von M. G. Saphir.

Bevor Sie, m. f. H. u. H., über uns drei Köpfe den Kopf schütteln, erlauben Sie mir die ganze Sache überhaupt beim Kopf anzufangen. Warum, m. f. H. u. H., sagt man überhaupt überhaupt und nicht überkopf? Wo liegt der Unterschied zwischen Haupt und Kopf? Warum sagt man: ich muß das behaupten, und nicht ich muß das beköpfen? Warum sagt man köpfen und enthaupten, und nicht auch: der ist gehäuptet worden oder entköpft? Warum forscht man bei allen Dingen nach der Haupt-ursache und nie nach der Kopfursache? Warum, m. f. H. u. H., ging ohne Haupt Rom und Sparta zu Grunde, und warum geht ohne Kopf Eipeldau nicht zu Grunde? Warum hat das kleinste Land seine Hauptstadt und das größte Land keine Kopfstadt? Warum bekömmt in der Ehe blos die Frau den Kopfschmuck, der Mann aber einen Hauptschmuck? Warum macht man oft Kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann ist ein Kopfmann, ein Hauptquartier ist noch kein Kopfquartier, und wenn der Feldherr den Kopf verliert, so wird er auf's Haupt geschlagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage, begehrt man von irgend einer Anstalt ein Hauptstück, so bekömmt man ein Kopfstück. Beinahe jedes Land treibt eine Kopfsteuer ein, um irgend einen Hauptzweck zu erreichen; wo treibt man aber eine Hauptsteuer ein, um einen Kopfzweck zu erreichen?

Jedoch ich fürchte, m. f. H. u. H., daß Sie von dieser Sprach-Haupt jetzt bald Kopf-

weh bekommen könnten, und stürze mich nun über Hals und Kopf in mein Hauptthema über die Kopfvariationen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Den adeligen Herren in Pesth wird jetzt die noble Passion des Hazardspieles auf eine sehr fühlbare Weise ausgetrieben. Neulich wurden zwanzig Hazardspieler gefaßt und jeder mit 30 tüchtigen Hieben und 100 Ducaten Strafe oder sechsmonatlichem Gefängniß mit wöchentlich zweimal Fasten gerichtlich beehrt. Eine Parforce-Cur, die freilich für nobel passionirte Rücken nicht recht passen will, aber wenn's nur hilft.

Als der König Friedrich Wilhelm I. einst durch die Straßen von Berlin ritt, trat ihn ein Buchbinder Namens Reichard an und klagte, daß er seit mehreren Jahren eine Beschwerde bei dem Magistrate angebracht habe, aber keine Abhülfe erlangen könne, wobei er zugleich Manches über angebliche schlechte Wirthschaft der Behörde mit einfließen ließ. Der König, der ohnehin nicht zum Besten auf den Magistrat zu sprechen war, erwiderte dem Buchbinder: „Ihm soll geholfen werden; ich werde Ordre ergehen lassen. Da Er aber so gute Kenntniß von der Wirthschaft des Magistrats besitzt, so werde ich Ihn zum Rathsherrn machen, damit Er die Kerle observiren und mir Nachricht geben kann." — Auf königl. Befehl ward der Buchbinder auch wirklich als Rathsherr eingeführt, wohnte den Sitzungen regelmäßig bei, empfing seinen Gehalt und änderte darnach seinen Sinn, indem er nunmehr keine weitern Unregelmäßigkeiten wahrnahm. Bald nachher begegnete ihm der König wieder und machte ihm sogleich Vorwürfe, daß er ihm keine Rapports von der schlechten Wirthschaft des Magistrats erstatte. Der Buchbinder entschuldigte sich dadurch, daß er, seitdem er zum Magistrat gehöre, ganz anderer Ansicht geworden sei. Da sagte der Monarch ganz ärgerlich: „Ihr seid Alle Schelme! Wenn Ihr nicht mitregiert, so raisonnirt Ihr, und wenn Ihr dann endlich mitregiert, so macht Ihr's wie die Andern." Paßt auch für heute.

Gewiß in keiner Stadt wird der liebe Gott offiziell in so vielen Sprachen angebetet, als in Wien. Der Gottesdienst wird dort außer der gewöhnlichen deutschen und lateinischen Sprache, noch italienisch bei den Minoriten, böhmisch bei den Mariastiegen, magyarisch in der Maltheserkapelle und bei den Kapuzinern am neuen Markt, polnisch bei St. Rupprecht, französisch in der St. Annenkapelle, armenisch in der Kirche der Armenier am Plasil, dann abwechselnd illyrisch und wallachisch in der Kirche der unirten Griechen zu St. Barbara, ferner altflämisch, neugriechisch und russisch in den Kapellen der nichtunirten Griechen, hebräisch in den Synagogen abgehalten. Die gottesdienstlichen Sprachen in den gesandschaftlichen Kapellen sind hierbei nicht einmal mitgerechnet.

Ein renommirter Geizhals in London, der vor Kurzem starb hielt sich eine Katze, die er dadurch fütterte, daß er Speckschwarte an ihr abrieb, worauf das arme Thier stundenlang damit zubrachte, sich zu lecken.

Auflösung des Räthsels in No. 38:

Schollen.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.